

Gott und Mensch in den Romanen Toni Morrisons

Das Werk der afroamerikanischen Nobelpreisträgerin (1993) Toni Morrison, die 1931 im Staat Ohio geboren wurde, ist durch in hoher Auflage erschienene Übersetzungen auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. In den Vereinigten Staaten hat es eine Fülle von Artikeln, Büchern und Dissertationen angeregt. Während sich viele dieser Arbeiten mit Struktur, Stil, geschichtlichem Hintergrund und den literarischen Parallelen der Romane befassen, konzentrieren sich andere auf die in ihnen vertretene Politik des Feminismus und der Gleichberechtigung der Schwarzen in den Vereinigten Staaten. Schließlich untersuchen einige vor allem aus dem letzten Jahrzehnt moralische und religiöse Fragen in Morrisons Werken. Die meisten dieser Arbeiten weisen wieder auf die besondere Problematik der Schwarzen und der Frauen in Nordamerika hin, während andere biblische Quellen und Parallelen aufzeigen¹.

Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang eine jüngst erschienene Studie, welche die ersten sechs Romane Morrisons als eine symbolische Darstellung der grausamen Geschichte der Menschheit sieht, die der Leser im Werk der Dichterin gleichsam in intensiver Form erfahren, innerlich wiederholen und auf diese Weise zu seinem Heil überwinden kann². Nach den persönlichen Aussagen Morrisons ist es möglich, in diesem Sinn ihre Protagonisten als Vertreter des Menschen schlechthin zu sehen. Beschränkt man sich jedoch auf ihre Romane, einschließlich des 1998 veröffentlichten siebten und bisher letzten, ist es, trotz der Einsichten der Studie, wesentlich schwieriger, ein allgemeines Menschenbild und eine für alle geltende Gottesvorstellung darin zu entdecken.

Der Mensch bestimmt durch Rasse und Geschlecht

In zahlreichen, im Internet festgehaltenen persönlichen Aussagen verteidigt sich Toni Morrison gegen den Vorwurf, in ihren Romanen ausschließlich die Welt, das Elend und den Lebenskampf der Afroamerikaner zu behandeln. Sie muß zwar zugeben, daß ihr Vater, der nach erschütternden Erlebnissen in seiner Jugend alle Weißen haßte und verachtete, sie zunächst stark beeinflusste. Auch scheint sie die seit Jahrzehnten umlaufende Meinung zu vertreten, daß die Schwarzen in den Vereinigten Staaten als eine Art „Prellbock“ dienten, an dem sich alle anderen rassistisch und national verschiedenen Einwanderergruppen stießen und dadurch von

einem die Nation zerstörenden Klassenkampf abgelenkt wurden. Ohne diese Hilfe hätte sich Nordamerika längst in viele kleine „Balkanstaaten“ aufgelöst. Um diese Ansicht zu begründen, beruft sie sich auf ein Erlebnis im fünften Schuljahr, als ein kleiner Junge, der noch kein Englisch konnte, es von ihr lernte, um sich dann nach weiteren sechs Monaten von ihr abzuwenden, da er nun wußte, daß sie ein „Nigger“ war und er selbst als Weißer automatisch zu einer höheren Klasse gehörte. Auf die Frage, wie man diesen Rassenhaß „des täglichen Lebens“ aus der Welt schaffen kann, betont sie, daß dieser Haß, den es auf der ganzen Welt gäbe, nicht eingeboren sei, sondern gelehrt wurde und darum auch wieder durch Erziehung überwunden werden könne.

Aber trotz dieser gemäßigten Antwort verteidigt sie in demselben Interview im Mai 1998 die von Vertreterinnen der modernen Frauenbewegung betonte Forderung, daß unverheiratete junge Mädchen durchaus eine erfolgreiche Familie mit einem oder mehreren Kindern haben könnten. Einen Mann als Oberhaupt lehnt sie als patriarchalische Einrichtung ab. Sie glaubt auch nicht, daß die frühe Mutterschaft den Entwicklungsgang der Mädchen störe: „Sie können Lehrerinnen werden. Sie können Hirnchirurginnen werden. ... Aber wir wollen eben dafür kein Geld ausgeben.“ Man könne den schlimmen Kreislauf der Armut durchaus durch finanzielle Unterstützung durchbrechen, denn auch die Reichen und die Mittelklasse bekämen ihre guten Stellen durch Klassenvorzüge ausgehändigt.

Nach solchen Aussagen werfen verschiedene Kritiker Morrison trotz ihrer Einsprüche vor, ihr Werk auf die politischen Anliegen des Feminismus und der Schwarzen in Amerika einzuengen. Doch wehrt sie sich energisch auch gegen diesen Vorwurf: „Ich schreibe keine feministischen Drucksachen. Ich befürworte kein Patriarchat und glaube nicht, daß es durch ein Matriarchat ersetzt werden soll“ (Februar 1998). In einer anderen, etwas früheren Unterredung erfahren wir endlich ihre letzte Antwort auf diese schwierige Frage. Zwar, so gibt sie zu, gäbe es „rassische Unterschiede unter uns“; aber diese bestünden nur, weil sie immer wieder zu „politischen und wirtschaftlichen“ Zwecken ausgenutzt würden. Immer, wenn wir einem anderen Menschen als Einzelperson begegneten, bezögen wir uns auf diese künstlichen Unterscheidungen, weil es die „einfachste und faulste“ Weise sei, andere Menschen zu bewerten.

„Es ist schwer und wichtig, Menschen als Individuen zu kennen. ... Die Rasse einer anderen Person zu kennen heißt nichts anderes, als ihre körperliche Größe oder eine andere unwesentliche biologische Tatsache zu kennen“ (Januar 1998). Es scheint indirekt ebenfalls für eine Anerkennung der Gleichheit von Schwarz und Weiß oder wenigstens diese Möglichkeit zu sprechen, wenn sie betont, daß Präsident Clinton „der erste schwarze Präsident“ sei, ja er sei „schwärzer als ein wirklicher Schwarzer“ und darum der beste Präsident für die heutige Generation (Oktober 1998). Wie entspricht diese Ansicht vom Menschen derjenigen, die sie in ihrer Dichtung entwickelt?

Der Teufelskreis des Rassenhasses

In einem späteren Nachwort aus dem Jahr 1993 zu „The Bluest Eyes“, ihrem ersten Roman, betont Morrison, daß sie ihren Lesern nicht die „Wohltat des Mitleids“ gewähren, sondern sie durch „Selbstbefragung“ erschüttern will. Sie möchte uns nicht „berühren“, sondern „bewegen“³. Vor uns entsteht eine fast unübersehbare Fülle des Lebens, Leidens und Sterbens der Schwarzen in den Vereinigten Staaten von der Sklavenzeit bis heute. Aber wieder ist Morrisons Aussage ambivalent. Beim ersten Lesen ist man von ihrer Darstellung eines Stereotyps des „Negers“, wie er von vielen Amerikanern, vor allem in den Südstaaten, gesehen wird, überrascht und erschreckt: Die Schwarzen erscheinen als dumm, oder zum mindesten unwissend, gewalttätig und im Geschlechtlichen ungehemmt. Vergewaltigungen und selbst Blutschande mit den eigenen Kindern sind die Folge dieses Triebes. Bei der Arbeit sind sie unzuverlässig und faul, wenn sie nicht beaufsichtigt werden. Sie ziehen es vor, sich treiben zu lassen und bemühen sich nicht um ein geregeltes Leben. So erschütternd diese Beschreibung der Schwarzen ist, so ist die der Weißen noch trostloser: In „The Song of Solomon“ erfahren wir, daß nur sie sinnlose Morde begehen. Die Mitglieder ihrer eigenen Rasse „töten nur aus guten Gründen: Eindringen in die Privatsphäre eines anderen (ein Mann wird mit der Frau eines anderen ertappt), Verletzung des Gastrechts (jemand angelt sich das Fleisch aus dem Gemüsetopf seines Freundes), eine mündliche Beleidigung, die ihre Männlichkeit, Ehrlichkeit, Menschlichkeit und geistige Gesundheit in Frage stellt. Darüber hinaus glauben sie, daß diese Verbrechen in der Hitze der Leidenschaft, der Wut, der Eifersucht, einer persönlichen Blamage usw. begangen wurden.“⁴ Weiße hingegen töteten wie Wahnsinnige ohne jeden Grund und einsehbare Ursache.

Guitar, einer der Protagonisten in demselben Roman, erklärt seinem Freund Milkman, warum er Weiße tötet, die offenbar unschuldig sind: „Es spielt keine Rolle. ... Denn jeder von ihnen ist potentiell ein Nigger-Töter, wenn nicht sogar in Wirklichkeit. Glaubst du, daß Hitler für sie eine Überraschung war? ... Er war der typischste Weiße in der Welt. Er tötete Juden und Zigeuner, weil er uns nicht hatte.“

Einer dieser Weißen ist Valerian in „Tar Baby“⁵. Zwar kann man ihm keinen Mord vorwerfen, doch hat er als Industrieller, der sich eine private Insel in der Karibik leisten kann, seinen Reichtum auf Kosten der Schwarzen erworben, die für ihn und seine Vorfahren gearbeitet haben. Als er das schwarze Ehepaar, das seiner Familie lange treu und ehrlich gedient hat, ohne guten Grund mit einer vagen Handbewegung entläßt, faßt der schwarze Protagonist Son sein Urteil über die weiße Herrenrasse in einer bis ins Unflätige absinkenden Kritik zusammen, die auf die von Karl Marx entwickelte Theorie des Mehrwerts anzuspitzen scheint:

Valerian hatte Zucker und Kakao, seine Rohprodukte, die ihm erlaubten, im Stil eines „Königs alt zu werden“ hingenommen, als ob sie wertlos wären, als ob die schwere Arbeit, sie anzubauen und zu ernten „ein Kinderspiel“ wäre. Er hatte sie zu Süßigkeiten verarbeitet – „wirklich ein Kinderspiel“ – und an Kinder verkauft. Das auf diese Weise erworbene Vermögen ermöglichte es ihm, „einen Palast zu bauen“ und die Schwarzen weiter auszunutzen, indem er sie „nach einem Tarif bezahlte, der selbst den Teufel zur Wut treiben würde“. Dabei halte er sich selbst wahrscheinlich für einen „gesetzestreuen Bürger“ wie alle anderen Weißen, die nicht einmal „die natürliche Würde der wilden Tiere hätten, die nicht da fräßen, wo sie ihren Kot fallen ließen“. Ein ganzes Volk würden sie auf diese Weise beschmutzen und dann in sein Land ziehen, um es weiter zu zerstören. „Sie liebten Grundbesitz, weil sie ihn mit ihrem Kot beschmutzt hatten. ... Sie würden dafür kämpfen und dafür töten, um die Abortgruben, die sie gemacht hatten, zu besitzen.“ Auch die Seife und das häufige Baden der „neu zu diesem Geschäft kommenden Amerikaner“ könnten den Gestank nicht wegwaschen.

Morrison scheint in ihrem ersten Roman davon überzeugt zu sein, daß dieses wirkliche und abstrakte Böse in der Natur der Weißen, die ihre Vorfahren zu Sklaven machten und auch heute die Schwarzen immer wieder entmenslichten, die Hauptursache des Leidens und Elends ihrer Rasse ist. Sie zitiert das Werk des Franzosen Joseph-Arthur Gobineau (1816–1882), der glaubt, daß „alle Zivilisation von der weißen Rasse stammt, daß keine ohne ihre Hilfe bestehen kann und daß eine Gesellschaft nur so lange groß und strahlend ist, als sie das Blut der edlen Oberschicht bewahrt, die sie geschaffen hat.“ Diese These ist für Morrison der Inbegriff des Bösen, das die Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts in den Teufelskreis des Rassenhasses einschloß. Stamp Paid, der weise Retter und Wohltäter vieler seiner schwarzen Brüder und Schwestern in „Beloved“, zieht den Schluß, daß die innere „Wildnis“, die die Weißen in den Schwarzen vermuten, nicht aus Afrika kommt, sondern von den Weißen durch ihr rassisches Vorurteil eingepflanzt wurde, dann wuchs und sich ausbreitete, bis sie die Weißen, „die sie geschaffen hatten, selbst ergriff“ und überwältigte⁶.

So können wir verstehen, daß die Autorin das Böse in ihren Brüdern und Schwestern in dramatisch geschickt gesteigerten Rückblicken und Erinnerungen immer wieder erklärt, verständlich macht und entschuldigt. In einem der schlimmsten Fälle, dargestellt in „The Bluest Eyes“, verursacht die Verachtung der Schwarzen in Pecola, der elfjährigen Heldin oder besser, dem unschuldigen Opfer des Geschehens, den innigen Wunsch, blaue Augen wie die schönen weißen Mädchen zu bekommen, während sie Cholly, ihren Vater, dazu treibt, seine eigene Tochter zu vergewaltigen.

Das Verbrechen selbst wird eingehend geschildert, um die Seele Chollys zu analysieren: „Die verwirrte Mischung seiner Erinnerungen“ an seine elternlose Jugend, an den Spott der Weißen, die ihn bei seinem ersten Geschlechtsverkehr

ertappen, die beschämende Abweisung durch seinen Vater, als er ihn endlich gefunden hat, und schließlich das Gelächter und die Verachtung seiner Mitmenschen, die Cholly auf „gefährliche Weise frei“ machen, treiben ihn dazu, seine Tochter, deren „Hilflosigkeit ... sein Gehirn verheddert“ und mit „Zärtlichkeit“ füllt, zu vergewaltigen. Die grauenhafte Untat erscheint als „Haß, vermischt mit Zärtlichkeit“. Sie ist als eine Auswirkung des elenden Lebens auf die seelische Disposition des Täters zu verstehen und damit immer noch als ein menschlicher Akt, den wir nachfühlen, verstehen und vergeben müssen.

Wie schon gezeigt wurde, erscheinen die afroamerikanischen Mädchen und Frauen, die das Hauptanliegen der Dichtung Toni Morrisons sind, viel mehr noch als die Männer als Opfer. Nicht nur der Rassenhaß der Weißen mit seinen schlimmen seelischen und wirtschaftlichen Folgen, sondern auch die Brutalität und Haltlosigkeit ihrer eigenen Männer machten in vielen Fällen ihre Welt zur Hölle.

Pecolas Leben endet in Einsamkeit und Wahnsinn; sie wird von ihrer Mutter betreut, die weiter in den Häusern der Weißen arbeitet. In einer Schlußbetrachtung sieht Morrison das unglückliche Mädchen als eine Art Opferlamm, auf dessen Kosten die Menschen ihrer Umwelt ihr eigenes „Ich herausmeißelten, ihre Eigenarten mit ihrer Schwäche abdeckten und in der fiktiven Vorstellung ihrer eigenen Stärke gelangweilt gähnten“.

Die Dichterin wirft im selben Roman ein dunkles Licht auf die so oft als erlösende Kraft gesehene Macht der Liebe. Schon Pauline, die Mutter Pecolas, verirrte sich in einen falschen, „romantischen“ Begriff dieser Leidenschaft, die „aus Neid entstand, in Unsicherheit gedieh und in Desillusion endete“. Diese Art der Liebe sei „ein besitzergreifendes Kopulieren mit Schwärmerei als geistigem Ziel“, während wirkliche Liebe „Wollust und das Sichsorgen“ um andere einschließe. Diese Auffassung erscheint wie eine Abwandlung von Max Schelers Analyse der Liebe in der Romantik, und sie führt am Ende zu der Beobachtung, daß die Liebe eine fatale Macht ist, die von der liebenden Person geprägt wird: „Die Liebe ist nie besser als der Liebende. Böse Menschen lieben böse, brutale Menschen brutal, schwache Menschen schwach.“ So hat sie auch dieselben Folgen wie bei Scheler das Element des Tragischen: Gerade dadurch, daß sich der Held oder die Heldin in Liebe um jemanden sorgt und bemüht, gerät diese Person in Schande und stirbt einen elenden Tod. So „füllte Cholly, der seine Tochter ‚liebte‘, das Gefäß ihres Elends mit dem Tod“.

Trotz dieses vernichtenden Urteils über die Liebe scheint Morrison nicht die Hoffnung auf ihre befreiende und erlösende Wirkung aufzugeben. In dem von der Kritik als ihr bestes und tiefstes Werk anerkannten Roman mit dem bezeichnenden Titel „*Beloved*“, versucht sie dieses Geheimnis zu ergründen. Das Buch ist den „60 Millionen und mehr“ Schwarzen gewidmet, die als Opfer der Sklavenjagd umgekommen sind und nennt sie und ihre Nachkommen mit einem Wort des Römerbriefs das Volk des Herrn: „Ich werde als mein Volk berufen, was nicht

mein Volk war, und als Geliebte jene, die nicht geliebt war“ (Röm 9, 25). In der Welt der Dichterin spielen die Protagonistin Sethe, ihre Kinder und Verwandten die Rolle dieses Volkes. Bei dem Versuch, aus der Sklaverei des Südens in die „freien“ Staaten des Nordens zu entkommen, werden Sethe und ihre vier Kinder von Sklavenjägern festgenommen. Der Mutter ist die Zukunft ihrer geliebten Kinder als rechtlose, mißhandelte Sklaven so unerträglich, daß sie sie lieber tötet: „Die Weißen konnten *sie* beschmutzen, das war recht, aber nicht ihren besten Teil“, ihre Kinder. Sie will sie vor Vergewaltigung, einem grausamen Tod in den Flammen des von weißen „Patrioten“ angesteckten Schulhauses und der Prostitution im Hof des Schlachthauses, wo die Männer arbeiten, bewahren. So tötet sie eines ihrer kleinen Mädchen mit einer Säge im Holzschuppen. Die anderen Kinder werden durch das Eingreifen Stamp Pairs gerettet. Sie selbst entkommt der Todesstrafe durch die Fürsprache prominenter Quäker, muß aber den Rest ihres Lebens mehr oder weniger isoliert, mit ihren Kindern, ihrer Schwiegermutter, genannt Baby Suggs, und später Paul D, ihrem neuen Geliebten, der aus der alten Heimat stammt, in einem Haus außerhalb des Ortes verbringen.

Diesen äußeren Ereignissen entsprechen die seelischen Qualen, die Sethe und ihre Familie ausstehen müssen. Das getötete Kind erscheint als eine Art Poltergeist in ihrem Haus. Die beiden Söhne laufen davon, sobald sie alt genug sind. Baby Suggs verliert ihren angeborenen Frohsinn und stirbt ohne Hoffnung. Erst Paul D kann den unruhigen Geist des getöteten Kindes austreiben. Aber der Druck der Schuld und wohl auch die Reue über den Mord, trotz seines Opfercharakters, beschwören eine andere Erscheinung herauf. Ein junges Mädchen, nicht viel älter als Sethes überlebende Tochter Denver, übernimmt die Stelle des Babygespenstes. Denver begrüßt sie wie eine Schwester und Sethe hält sie für ihre vom Tod zurückgekehrte Tochter, die sie nach der Inschrift auf deren Grabstein „Beloved“ nennt. Doch ist es schwer, das Herkommen, die Wirkung und schließlich das Ende der „Vielgeliebten“ zu deuten. Sie benimmt sich wie ein verdorbenes Kind, dann wieder wie eine gute Schwester und Tochter und schließlich wie ein Inkubus, eine Hexe, die Paul D verführt und von ihm ein Kind erwartet. Aber ihr Verhältnis zu Sethe bleibt unverändert. Am Ende verteidigt die Mutter die vermeintliche Tochter wieder gegen die, wie sie glaubt, drohende Versklavung durch einen Agenten, von dessen Ermordung sie im letzten Augenblick durch Denver und andere schwarze Frauen abgehalten wird. Beloved scheint sich in Nichts aufzulösen und Sethe fällt in tiefe Schwermut. Doch mag die Liebe ihrer Tochter und Paul Ds ihr helfen, sie zu überwinden. Denn sie erkennt nun, daß „sie selbst ihr bester Teil ist“, auf den vertrauend sie schließlich ihren inneren Frieden finden mag.

Die Sethe entgegengesetzte Frauenwelt wird wohl am meisten von Sula verkörpert, die ohne Schuldgefühle ihr Leben bis ins Extreme auslebt. Fahrlässiger Mord, Gefühlslosigkeit beim gewaltsamen Tod ihrer Mutter, Ehebruch, Prostitu-

tion, endlose „Liebesaffären“ kennzeichnen ihr Leben, das sie bis zur Neige zu genießen scheint, um sich dann am Ende, vielleicht ähnlich wie *Beloved*, in einen Plagegeist zu verwandeln: „Auf ihrem Totenbett wurde es ihr klar, oder besser, sie fühlte, daß sie keine Schmerzen haben würde. Sie atmete nicht mehr, weil sie es nicht brauchte. Ihr Körper brauchte keinen Sauerstoff. Sie war tot. Sula fühlte, daß ihr Gesicht lächelte. ‚Verdammt‘, dachte sie, ‚es hat nicht mal wehgetan. Das muß ich Nel (ihre beste Freundin, deren Mann sie verführt hat) sagen.“⁷

Ähnlich wie Sula, jedoch in verfeinerter Form, ist auch Jadine in „*Tar Baby*“ ein „Teerbaby“. Wie ihr Vorbild in der Uncle Remus Geschichte mit demselben Titel zieht sie ihr Opfer an, verstrickt und „verklebt“ es in sich, um es dann seiner Qual zu überlassen. Der „dunkle“ Protagonist Son verliebt sich in die „fast weiße“ Schöne, kann aber ihre Ansprüche nicht befriedigen. Sie verläßt ihn, um einen Weißen zu heiraten und auf diese Weise trotz Sons warnender Vorhersage in einer neuen Variation wie die schwarzen Ammen vor und nach der Sklavenzeit „für weiße Kinder zu sorgen“. Dorcas in „*Jazz*“ treibt ein ähnliches Spiel mit Männern und zahlt mit ihrem Leben dafür, ohne eigentlich je Liebe, Zufriedenheit und Glück gefunden zu haben⁸.

Nach dieser düsteren Sicht des Menschen, die trotz aller erleichternden Umstände selbst die Schwarzen in einem trüben Licht erscheinen läßt, fragt es sich, ob es überhaupt Weiße in Morrisons Romanen gibt, die gute Menschen sind. Man kann nur wenige aufweisen. Da ist zunächst das „Weißmädchen“ Amy in „*Beloved*“, die trotz ihrer eingewurzelten Vorurteile Sethe zu überleben hilft und bei der Geburt Denvers beisteht. Sodann gelten die Quäker, die den Schwarzen helfen, als „gut“ und „zuverlässig wie ein Felsen“. Das Maß ihrer Menschlichkeit scheint aber auch wieder ihr Verhältnis zu den Schwarzen zu sein, eine Tatsache, die indirekt daraus hervorgeht, daß sie bei ihren Feinden als „gebleichte Nigger“ gelten. Schließlich gibt es in „*Paradise*“ eine gute katholische Nonne, die aber schon vor den in dem Roman beschriebenen Ereignissen gestorben ist.

Geister, Göttinnen und Erscheinungen

Nach dem schon zitierten Motto von „*Beloved*“ sieht es so aus, als ob die Schwarzen das auserwählte und geliebte Volk Gottes sind. Doch ist die Gestalt, die dem Roman seinen Titel gibt, die „Vielgeliebte“, eine im Wortsinn zweideutige Person. Wie kann sich Gott diesem „Teufelskind“, dieser lüsternen Ehebrecherin, die am Ende vor den Augen vieler „explodiert“, in Liebe zuneigen? Es mag sein, daß die Autorin diesen inneren Widerspruch nicht bemerkt oder aber eigens betonen will, daß selbst unter diesen Umständen das schwarze Volk die Gunst Gottes verdient. Denn die Vielgeliebte ist das Urbild dieses Volkes, sie ist eine Göttin, die „schön“ ist über alle Begriffe und am Ende „die Gestalt einer schwangeren

Frau“ annimmt: „Nackt und lächelnd steht sie auf langen, geraden Beinen in der Hitze der Nachmittagssonne, pechschwarz und leuchtend, ihr Körper trüchtig und straff.“ Sie ist eine Art Erdmutter, die wohl kaum einen anderen Gott neben sich dulden kann und so die Verbindung zu dem Gott, den die Bibel verkündet, zweifelhaft macht. Daß sie auch als böser Geist erscheinen kann, der die Menschen beunruhigt, haben wir schon erfahren.

Dieses Mißverhältnis zwischen den Lehren des Christentums und der eigenen Weisheit der Schwarzen durchzieht in gewisser Form alle Romane Morrisons. Besonders klar tritt es in den Lehren von Baby Suggs hervor, die, ohne die Bibel lesen zu können, die Pastorin der schwarzen Gemeinde ist und in einer Waldlichtung predigt. Diese „heilige“ Großmutter ermutigt ihre zahlreichen Zuhörer zur Lebensfreude und Liebe des „Fleisches“: „Sie sagte ihnen nicht, sie sollten ihr Lebern bessern und nicht mehr sündigen. Sie sagte ihnen nicht, daß sie die Gesegneten der Erde waren, die sie erbenden Sanftmütigen oder zur Seligkeit bestimmten Herzensreinen.“ Nein, die einzige Gnade, die sie erwarten könnten sei hier auf Erden: „Hier in dieser Stätte (sind) wir Fleisch; Fleisch, das weint, lacht, Fleisch, das auf nackten Füßen auf dem Gras tanzt.“ Dieses Fleisch, alle seine Teile, sollten sie aus ganzem Herzen und mit allen Kräften lieben und verehren.

Jedoch verliert selbst diese erdgebundene Botschaft ihre Bedeutung und tröstende Überzeugungskraft durch die unverminderte und unverständliche Grausamkeit der Weißen, die auch noch nach dem Bürgerkrieg und der Emanzipation die Schwarzen berauben, auspeitschen, vergewaltigen und lynchen. Ohne Glauben und Hoffnung kann Baby Suggs nicht mehr predigen. Sie will nur noch ihr Leben fristen und sich in ihrem Bett liegend auf „etwas, das harmlos ist in dieser Welt“ konzentrieren. Es bleiben ihr dafür nur die Farben: Blau, Gelb usw. „verletzen niemand“. Stamps Paid wird von derselben Ratlosigkeit übermannt, wendet sich aber noch an Jesus: „Was sind diese Menschen (die Weißen)? Sage du es mir, Jesus. Was *sind* sie?“

Pauline in „The Bluest Eyes“ sinkt schon als Fünfzehnjährige in eine Schwermut, die nicht durch Christus, sondern eine geheimnisvolle „Präsenz ... ohne Gesicht, Form, Stimme (oder) Geruch, ... eine allumfassende Zärtlichkeit mit Stärke und dem Versprechen von Ruhe“ überwunden wird. Sie weiß nicht, wie sie die Erscheinung ansprechen soll, vertraut aber darauf, daß sie sie „ans Meer, in die Stadt oder in den Wald führen wird ... auf immer“.

Diese „Gegenwart“ kann aber auch das Gegenteil von der Erscheinung sein, die Pauline erlebt. Denn der Gott, den die Schwarzen in einem „geheimen“ Wissen nicht als den Gott mit „drei Gesichtern“, sondern mit „vier“ kennen, „hatte einen Bruder, und dieser Bruder hatte den Sohn Gottes nicht verschont, warum sollte er *sie* verschonen?“ Die Menschen Morrisons sehen die „Gegenwart des Bösen“ als etwas Göttliches, mit dem sie sich täglich auseinandersetzen müssen.

Eine Möglichkeit, dieser Seite der Gottheit zu entkommen, scheint die Rückkehr in die mystische Welt der Vorfahren zu sein. Son in „Tar Baby“ sucht nach seiner Geliebten, die ihn in New York verlassen hat, in der Karibik. Als er ihr auf eine Insel mit dem bezeichnenden Namen „L'Arbe de la Croix“ folgen will, warnt ihn die in den Mysterien dieser Welt bewanderte Thérèse, nicht dahin zurückzukehren. Er soll Nadine vergessen: „Es gibt nichts für dich in ihren Teilen. Sie hat ihre alten Eigenschaften vergessen.“ Diese Mahnung ist zweideutig, sie kann sich sowohl auf Nadine als auf die Insel beziehen, die das Christentum versinnbildlichen mag. Son beherzigt ihren Rat und landet auf der „Isle des Chevaliers“, wo mysteriöse Gestalten auf ihn warten: „Sie sind nackt und sie sind blind. ... Ihre Augen haben keine Farbe in sich. Aber sie galoppieren auf ihren Pferden wie Engel über Berg und Tal, wo der Urwald ist.“ Son entscheidet sich für diese Insel und begibt sich, „ohne nach rechts oder links zu sehen“, in ihr geheimnisvolles, für seine „Art von Mann“ geschaffenes Inneres.

Auf ähnliche Weise endet auch „Paradise“, Morrisons bisher letzter Roman. Am Meer sehen wir zwei Frauengestalten, eine so „schwarz wie verbranntes Holz“, die andere mit „allen Farben der Seemuscheln – Weizen, Rosen, Perlen –, die sich in ihrem Antlitz vermischen. Ihre smaragdgrünen Augen blicken mit Ehrfurcht auf das schwarze Gesicht, umrahmt von himmlischem Blau.“ Piedade, die ältere, singt und erweckt „Erinnerungen an Gemeinsamkeit bis ins hohe Alter; an gemeinsame Gespräche, an geteiltes Brot, frisch vom Feuer; an den Segen des Nachhausegehens ohne Zweifel, um zu Hause zu sein – die wohlthuende Freiheit dahin zurückzukommen, wo die Liebe ihren Anfang nahm.“ Beide Frauen ruhen hier, „bevor sie die endlose Arbeit schultern, für die sie geschaffen waren, sie hier unten in unserem Paradies zu verrichten“. Der Name Piedade mag auf eine Art Weltfrömmigkeit im Sinn Goethes hinweisen. Bei Morrison ist es eine geheimnisvolle weibliche Kraft, die unsere Welt heilen und bewahren wird, ohne daß eine Vollendung im Jenseits zu erwarten ist⁹.

Der Gott der Liebe und der Wahrheit

Trotz dieser Hoffnung ist es schwer, in der Dichtung Morrisons die Spuren einer gütigen, die Welt zum Besten leitenden, höheren Gewalt zu entdecken. Selbst die guten Frauen ihrer Romane, die sich nicht mit tödlichen Waffen gegen männliche Brutalität zu verteidigen suchen, sehen in dem Gott ihrer christlichen Kirche meist nur einen „zornigen Gott, dessen Unwille zu ihrem eigenen Besten zu furchtbar war, gelassen betrachtet zu werden. ... Gottes Zorn, so schön, so einfach.“ Wieder erfahren wir, daß die Strafe der Bösen darin besteht, das zu werden, was sie ihren Opfern antun: „Ihre Feinde erhielten, was sie wollten, sie wurden das, was sie anderen antaten. ... Das Biest vergewaltigte, weil es selbst vergewal-

tigt werden wollte, schlachtete Kinder, weil es sich danach sehnte, geschlachtete Kinder (sic) zu sein.“

Trotz aller negativen Seiten im Charakter und Verhalten der Schwarzen bedeuten die Sünden und Verbrechen der Weißen den Inbegriff der Unmenschlichkeit und des Bösen. So scheint Morrison in „Paradise“ endlich die Frage zu stellen, wie eine Welt aussieht, in der es nur Schwarze gibt, eine Stadt und Gemeinschaft, um Abraham Lincolns berühmte Gettysburger Ansprache abzuwandeln, von Schwarzen bewohnt und durch Schwarze und für Schwarze verwaltet.

Eine Schwierigkeit, die sich der Gründung dieser Utopie gleich anfangs in den Weg stellt, ist der auch in den früheren Romanen schon auftretende Unterschied zwischen den Afroamerikanern selbst. Auf der Suche nach einer idealen Gegend kommen die Gründer des neuen Edens in eine ausschließlich von weniger dunklen Mitgliedern ihrer Rasse bewohnten Ort. Man läßt sie dort übernachten, ist freundlich zu ihnen, versorgt sie sogar mit Nahrungsmitteln für die weitere Reise, verweigert aber kategorisch jedes weitere Zusammenleben. So ziehen denn die Brüder der „8. Lage“¹⁰ enttäuscht und empört weiter, um eine Gemeinde zu gründen, in der sie die Hauptrolle spielen.

Ihre Siedlung, zunächst Haven genannt und mit dem Namen Ruby von Veteranen des Zweiten Weltkriegs in Oklahoma neu gegründet, blüht und gedeiht viele Jahre. Sie duldet auch hellere Afroamerikaner, die von außen hinzukommen. Doch beginnt die Handlung des Romans zur Zeit einer Krise des moralischen und religiösen Bewußtseins der immer noch tonangebenden Väter der Gemeinde und ihrer Söhne. Schon vor der Gründung Rubys gab es in der Nähe eine Villa, die katholische Nonnen, die sich der Pflege und Erziehung „der Indianer und Farbigen“ widmeten, in eine Klosterschule umgewandelt hatten. Dieses „Kloster“ konnte sich nach dem Verlust der staatlichen Unterstützung nicht mehr halten. Nach dem Tod Mary Magnas, der Oberin, wird es eine geheime Zufluchtsstelle für heruntergekommene und verfolgte schwarze Frauen und Mädchen.

Das Verhältnis der Einwohner Rubys zum „Kloster“, wie es weiter genannt wird, bleibt gut, bis Ereignisse im Ort schlimme Gerüchte in Umlauf bringen: Kinder gehorchen ihren Eltern nicht mehr und widersetzen sich mit Gewalt. Es gibt Mißgeburten und Bruderzwist: „Zwei Brüder erschießen sich am Neujahrstag. Kurze Reisen nach Demby (der nächsten Stadt) für Spritzen gegen Geschlechtskrankheiten werden ein alltägliches Ereignis.“

Den Grund für dieses Herabsinken in Krankheit und Sünde suchen die führenden Männer der Gemeinde nicht in sich selbst und ihren Mitbürgern, noch üben sie die bei ihnen sonst übliche Toleranz, die Böses duldet und es nicht mit blinder Gewalt auszurotten versucht, wie die mordlustigen Weißen es zu tun pflegen. Sie glauben, daß die verwahrlosten Frauen in dem „Kloster“ die Ursache und der Ursprung alles Bösen sind. Wie die Mitglieder des berüchtigten Ku-Klux-Klan, die so viele ihrer Vorfäter lynchten, wollen auch sie nun mit Gewalt die Quelle des

Übels vernichten. Korruption, Habsucht, Unzucht, Gewalt und Totschlag, Selbstgerechtigkeit, alle sieben Todsünden in modernen Abwandlungen, sind damit in die friedliche Gemeinde eingebrochen.

Obwohl der Versuch einer sozialen Lösung des Rassenproblems in Amerika diesen schlimmen Ausgang hat, scheint Morrison auf eine weitere Möglichkeit zu hoffen. Sie weist überraschenderweise auf das von ihr sonst mit Vorbehalten betrachtete Christentum als einen Weg des Heils in der Geschichte Consolatas.

Mary Magna, die schon erwähnte katholische Nonne, hatte Consolata mit zwei anderen Kindern aus einem Elendsviertel „entführt“, um sie für ein besseres Leben vorzubereiten. Consolata erinnert sich an eine „schlimme Krankheit“, die sie durch die Pflege Mary Magnas überwindet:

„Ein schönes eingerahmtes Gesicht wachte über ihr. Es hatte seeblaue Augen, ruhig, klar, aber mit einer Spur von Panik hinter ihnen, eine Sorge, die Consolata noch nie gesehen hatte. Es war es wert, krank zu werden, selbst zu sterben, eine derartige Teilnahme in den Augen einer Erwachsenen zu sehen. ... Sie liebte den nicht lächelnden Mund, der nie seine Zähne zu zeigen brauchte, Glück und Willkommen auszustrahlen. Consolata konnte ein kühles blaues Licht sehen, das sanft unter der Klostertracht strahlte. Es kam, glaubte sie, aus (dem) Herzen (der Schwester).“

Die Sehnsucht Pecolas nach blauen Augen in Morrisons erstem Roman scheint hier erfüllt zu sein: Alles Leid, die Verlassenheit und Einsamkeit des vergewaltigten und verstoßenen Kindes scheinen durch den Strahl der helfenden Liebe aus diesen blauen Augen überwunden. Consolata liebt den nüchternen Lebensstil der Nonnen und ihren Gottesdienst in der „herrlichen Sprache, besonders geschaffen, zum Himmel zu reden. Ora pro nobis gratia plena ... sed libera nos a malo a malo a malo (sic)“ und versucht bei ihrer Arbeit im Kloster nach dem Rat der Nonnen die „drei Us“ zu vermeiden, „Unordnung, Unehrlichkeit, Unstetigkeit, die den Weg zur Verdammung ebneten“.

Erst als sie sich nach 30 Jahren in einen jungen Mann aus Ruby verliebt, verläßt sie diesen Weg und enttäuscht Mary Magna, nach deren Tod sie selbst „eine Art neue und verbesserte Oberin“ des „Klosters“ wird, dessen Gäste unter ihrer Leitung eigenartige Riten feiern: Sie legen sich in einem Kreis auf den kalten Boden des Kellers, Kerzen flackern, Consolata redet über „Geist“ und „Fleisch“, über den Tod Mary Magnas und ihre eigene Verzweiflung. Sie beendet ihre unverständliche, aber die Frauen faszinierende Predigt mit dem Ausruf: „Eva ist Marys Mutter. Mary ist die Tochter Evas.“

Außerdem bemalen die Frauen den Boden und die Wände mit obszönen Bildern, einschließlich eines „majestätischen Penis, durchbohrt von einem Bogen des Gottes Amor“. Doch erfahren wir später, daß diese seltsamen Feiern die seelischen Leiden der Frauen linderten. Nach dieser Wiederholung des Versinkens im Sinnlich-Fleischlichen, obwohl es von der Verbindung Eva-Maria christliche Elemente einbezieht, ist es vielleicht für das Denken Morrisons bezeichnend, daß Consolata selbst als eine Art Magna Mater am Meeresstrand endet. Denn ihre

„grünen Augen“ scheinen dort wieder aufzutauchen. Auf die Bedeutung der „Großen Mutter“ scheint auch Mary *Magna*, der seltsame Name der verstorbenen Schwester, hinzuweisen.

Auf der anderen Seite ist die letzte und tiefste Aussage der Dichterin über die Bedeutung der christlichen Botschaft nicht mehr in Symbole verhüllt. Auch sie hat einen, wenn man so sagen darf, marianischen Schluß. Da Morrison selbst betont, daß „das intellektuelle Thema“ ihres letzten Romans die Frage der Religion ist und Rev. Misner, der junge Geistliche in diesem Buch, „ihrem Fühlen am meisten entspricht“ (Gespräch, Februar 1998), dürfen wir seine Predigt am Grabe des kleinen Mädchens mit dem Mariennamen „Save-Marie“ völlig ernst nehmen. Er muß die Frage nach dem Sinn des Lebens im Schatten des Todes und des überwältigenden Leides beantworten, die uns besonders beim Sterben eines unschuldigen Kindes bedrückt:

„Darf ich vorschlagen, das sind keine wichtigen Fragen. Oder besser das sind die Fragen des Leidens, aber nicht der Intelligenz. Und Gott, der der Inbegriff aller Intelligenz und Hochherzigkeit ist, hat uns den Verstand gegeben, Seine Erhabenheit zu erkennen. Seine Feinheit zu erkennen. Seine Reinheit. Zu wissen, daß ‚die Saat nicht lebt, bis sie stirbt‘. ... Glaubt Ihr, das war ein kurzes, elendes Leben, ohne allen Wert, weil es Eurem Leben so ungleich war? ... Die Liebe, die sie erfahren hat, war weit und tief, und die liebende Sorge, die sie umfing, war zart und ohne Ende, und diese Liebe und Sorge umgaben sie so vollkommen, daß die Träume und Visionen, die sie hatte, die Reisen, die sie machte, ihr Leben so notwendig, so reich, so wertvoll machte, wie alle unser Lebenszeiten und wahrscheinlich gesegneter. Es ist unser eigenes Unglück, daß wir nicht wissen in unserem langen Leben was sie jeden Tag in ihrem kurzen wußte: daß, obwohl das Leben im Leben begrenzt ist und das Leben nach dem Leben ewig ist, Er immer bei uns ist, im Leben, danach und ganz besonders dazwischen, auf uns wartend, Seine Herrlichkeit zu schauen. ... O Save-Marie, dein Name klingt immer wie ‚Rette mich. Rette mich‘ (Save me). Versteckst du noch eine andere Botschaft in deinem Namen? Ich kenne eine, die für uns alle ausstrahlt: Es gab keine Zeit auf Erden, wo du nicht schon erlöst warst.“

Es überrascht, daß Morrison nach der alle ihre Romane durchziehenden Thematik einer erdgebundenen irrationalen Weltfrömmigkeit in dieser abschließenden Predigt unsere Vernunft anspricht. Sie mag damit der Hoffnung des in Amerika immer noch sehr einflußreichen Philosophen John Dewey eine unerwartete theologische Einsicht abgewonnen haben: Was er als „Intelligenz“ bezeichnet, ist das sich in uns offenbarende Licht der göttlichen Vernunft, das nicht nur unser Los hier auf Erden, zu dem Dewey es begrenzt, verbessern kann, sondern uns auf unserem Weg ins „Paradies“ helfen soll.

Damit sind auch alle Rassenunterschiede überwunden, denn wir alle haben diese Bestimmung und diese Möglichkeit. Die grünäugige, hellbraune Consolata, die ihre tödliche Verwundung durch die ins „Kloster“ eindringenden „tiefschwarzen“ Männer auf geheimnisvolle Weise überlebt hat, und die Piedade genannte mysteriöse Schwarze wollen nun *gemeinsam* der Menschheit helfen. Das Schicksal der anderen Frauen des „Klosters“ bleibt unklar. Doch, wenn man den Glauben Rev. Misners und die Symbolik der letzten Szene ernst nimmt, sagt uns Mor-

risson, daß wir alle, gleich welcher Rasse wir zugehören, in Glaube, Hoffnung und Liebe gemeinsam für Gerechtigkeit und Frieden auf dieser dunklen Welt wirken sollen.

ANMERKUNGEN

¹ Die Bibliography of the Modern Language Association of America für 1998 verzeichnet 747 Titel. Von besonderer Bedeutung in unserem Zusammenhang: Susan Bowers, *Beloved and the New Apocalypse*, in: *The Journal of Ethnic Studies* 18 (1990) 59–77; Karla E. C. Holloway, *Beloved: A Spiritual*, in: *Callaloo: A Journal of Afro-American and African Arts and Letters* 13 (1990) 512–525; Carolyn A. Mitchell, *I Love to Tell the Story: Biblical Revisions in Beloved*, in: *Religion and Literature* 23 (1991) 27–42; Josef Pesch, *Beloved: Toni Morrisons Post-Apocalyptic Novel*, in: *Canadian Review of Comparative Literature* 20 (1993) 397–408; Danille Taylor-Guthrie, *Who Are the Beloved? Old and New Testaments*, in: *Religion and Literature* (27) 119–129; Lauren Lepow, *Paradise Lost and Found: Dualism and Edenic Myth in Toni Morrisons Tar Baby*, in: *Contemporary Literature* 28 (1987) 363–377; Susan Corey, *The Religious dimensions of the Grotesque in Literature: Toni Morrisons Beloved*, in: *The Grotesque in Art and Literature*, hg. v. James Luther Adams (Grand Rapids 1997).

² Gurleen Grewal, *Circles of Sorrow, Lines of Struggle: The Novels of Toni Morrison*, in: *Southern Literary Studies*, hg. v. Fred Hobson (Baton Rouge 1998).

³ *The Bluest Eyes* (New York 1970); dt. *Sehr blaue Augen* (Reinbek 1979).

⁴ *Song of Solomon* (New York 1977) 100; dt. *Solomons Lied* (Reinbek 1986).

⁵ *Tar Baby* (New York 1981); dt. *Teerbaby* (Reinbek 1983).

⁶ *Beloved* (New York 1987) 198 f.; dt. *Menschenkind* (Reinbek 1989).

⁷ *Sula* (New York 1973) 149; dt. *Sula* (Reinbek 1984).

⁸ *Jazz* (New York 1992); dt. *Jazz* (Reinbek 1993).

⁹ Der Name scheint für sich selbst zu sprechen, mag aber auch eine Anspielung auf den afrikanischen Dichter Jorge Barbosa sein, der 1971 auf der Insel Cova da Piedade geboren ist und in seiner Dichtung auf Portugiesisch die Einsamkeit und Tragik seiner Leute ausspricht.

¹⁰ Bergmannssprache für die tiefste Lage der Kohle, die Morrison für die dunkelsten Afroamerikaner gebraucht.